

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

73 (29.3.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Abbau in Raubtieren

Wenn Tiere in der Gefangenschaft Junge zur Welt bringen, ist der Mensch mit seiner Tierhaltung bestimmt auf der Höhe. Dabei ist auch jeder Zoologische Garten stolz darauf, sobald eine beträchtliche Anzahl geschäftiger Junger die Zuschauer erfreut. In jungen Raubtieren hat das Publikum die größte Freude. Und gerade die vermehren sich reichlich, gedeihen und wachsen meistens prächtig. Ein Jahreswuchs von über 30 Raubtieren ist für einen großen Zoo durchaus keine Seltenheit. Der Leipziger Zoo z. B. hat speziell eine Löwenzucht, die Welttruf hat, und mancher „Pasha“ oder „Emir“, oder wie er sonst heißen mag, der später als Zirkusartist durch die Welt reiste, hat in seinen Papieren Leipzig als Geburtsort angegeben. Dompteure haben einen Blick für Löwen. In Buenos Aires soll einmal ein deutscher Dompteur drei Löwen, die ein französischer Kollege vorführte, lässlich angerebet haben, und die drei Wüstenmajestäten freuten sich sehr, denn lässlich war ihr Heimatsdialekt.

Doch nicht nur die Tiergärten, sondern auch die Zirkusse, Menagerien und sonstigen Tierhalter züchten Raubtiere. Bislang waren die Besitzer glücklich darüber. Aber nachdem nun die Wirtschaftskrise über die Welt hereingebrochen ist, wissen sie nicht recht, wohin sie mit dem Raubtierlegen sollen. Wenn auch das Raubtier im Vergleich zum Elefanten recht wenig Futter beansprucht, so braucht es doch immerhin täglich Fleisch (in den Tiergärten hungert es freilich einen Tag in der Woche) und eine absolut sichere Verwahrung, die festzustellen ist.

Die großen Tiergärten haben in den letzten Jahren ihre jungen Raubtiere gegen andere Tiere eingetauscht. Auf diese Weise kamen selbst kleinste Privatgärten zu Raubtieren. Das wurde durchwegs außer sehr annehmbar empfunden. Der Zulauf war groß, und die Donatoren des Städtchens ließen sich mit den kleinen Löwen fotografieren. Nach einer Weile jedoch legten oft vorher nicht geahnte Schwierigkeiten ein, denn die Tiere wuchsen und wuchsen, und die Käfige oder sonstigen Anlagen wuchsen nicht mit. Und die Raubtiere beanspruchten einen viel zu großen Platz in den Tierunterkünften, die zuweilen als Belegungsstätten ganz andere Aufgaben zu erfüllen hatten. Im Zirkus ist natürlich nach wie vor Freude über jedes neugeborene Raubtier, doch trübt der Gedanke an die allgemeine Wirtschaftslage zugleich die frohe Stimmung. Verkauften kann man heute kaum ein Tier. Also groß jedoch darf die einzelne Gruppe auch nicht werden. Nicht, daß der Dompteur sie nicht übersehen könnte — der wird schon mit seinen Tieren fertig. — aber der Wagenpark wird zu groß. Man muß den ständigen Transport in Betracht ziehen, bei dem doch jede Last Geld kostet. Ferner muß man an den Platz denken, den gar zu viele Wagen beanspruchen. Wo soll denn eine große Gruppe stehen? Sogar kommt, daß Raubtiere überaus empfindlich gegen Zusatz sind und deshalb einen guten Platz im Zirkus oder Varietätengebäude haben müssen. Beim Füttern trennt man die bestellten Raubtiere stets, doch muß man auch sonst Gelegenheit haben, sie trennen zu können — ist es doch eben ihre Gemohnheit, sich unermüdet gegenseitig aufzufressen.

In wirtschaftlicher Hinsicht treffen sie heutzutage aber in erster Linie ihre Besitzer auf. Man denke an die hundert Löwen des Kapitän Alfred Schneider, die jetzt eigentlich verloschen werden. Schneider, einst Radrennfahrer, heiratete die Dompteurin Martella und wurde selbst Dompteur. Er hatte ein sprichwörtliches Glück mit seiner Löwenzucht. Im Laufe der Jahre war die Zucht auf über 100 Tiere angewachsen. Diese Zucht stand einzig da in der Welt. Für den Besitzer aber bedeutete sie schwere Sorgen. Er lebte nur für seine Tiere, die jetzt in Italien ein so jämmerliches Ende finden. Als Schneider nach Italien kam, machte er Kieselgeschäfte. Da beschwerten sich die Theater und andere Kunst- und Vergnügungstätten, und ihm wurde die Spielerelaubnis gekürzt. Das ist freilich nicht nur in Italien üblich, sondern in allen möglichen Staaten und Städten alter, ortsüblicher Brauch. Für Schneider jedoch traf es sich besonders unglücklich, daß damals Mussolinis Bruder stark und deshalb Landbestrauer angeordnet wurde. Und nach der Landbestrauer legten Volkendrucke ein, die dem Zirkusunternehmen natürlich den Rest gaben. So wurden über 100 Löwen zum zwangsweisen Verkauf angeboten. Doch wer wird sie kaufen? Menschen, die in Raubtieren verfallen sind, bestimmen nicht; können sie doch alle darüber nach, wie sie möglichst verdientreich ihren eigenen Raubtierbestand verringern können. Dabei kommt man auf die absonderlichsten

sten Tauschgeschäfte. So wurde z. B. ein großer Tiger, der unheimlich gegen seine Artgenossen und ein schwerer Beißer war, von einem Dompteur an einen Zoologischen Garten gegen zwei kleine Tiger abgegeben. Es ist eben kein Kauf, sondern ein Tauschgeschäft in der

gansen Branche. Und „Wie baue ich meine Raubtiere ab?“ — das ist wirklich eine Frage, die gegenwärtig manchen Tiergärtner, Dompteur oder Zirkusdirektor nicht mehr ruhig schlafen läßt. Erna Büding.

## Wie war der Osterspaziergang?

### Eine rückblickende Glosse

Sowenig wie Weihnachten das „Fest der Geburt des Heilandes“ ist, sondern das Fest des Familienlebens, des Eigenen-vier-Bände-Bestehens, sowenig ist Ostern das „Fest der Auferstehung Christi“, sondern das Fest des Familienausflugs. Herr Goethe hat schon vor mehr denn hundert Jahren die klassische Form dafür festgelegt: Wäsche vom Eise beseitigen, Frauen bunte Kleider an, Hinausträumen vor die Stadt, Radfahren, Geißeln, Volkes wahrer Himmel. Und die Kinder lernen's noch heute in der Schule auswendig, von wegen der Tradition und damit alles so bleibe wie es ist. Goethe hat aber nur sehr von weitem gesehen und, man könnte fast meinen in flauer Vorlesung für recht langes Akzeptieren, es unterlassen, Einzelheiten von des Volkes Himmel anzugeben. Denn die ändern sich immerhin. Es ist freilich mittelmäßig schon so, wie unsere Sonntagsoberflächenblätter Osternmorgens auf dem Kaffeetisch es wissen wollen: das „jung und alt“ in Schlangenslinie wie die Goldbühnen im Champsin nach Alaska aus der Schornsteinstadt einen Birtenweg entlang ziehen, die Frauen mit Blumenkränzen im Haar und die Männer mit offener Hemdbluse und hochgehobenen Händen, es ist aber auch nicht mehr so, daß das Dorfvolk um die Linde tanzt und die Städter hinauswandern und mittun. Es ist ganz so wie unter Staat, unsere Geleise, unsere Arbeits- und Machtverhältnisse den Familienausflug gemacht haben.

Im Osternmorgensmorgen also liegt besagte Zeitung auf dem Kaffeetisch. Der Hausherr friert Frühlingserregung: „Also ja“ und er redt die Trume, „Pauline, besie dich, wir müssen ins Grüne.“ Pauline leucht. Sie hat groß keine gemacht, sie hat große Wäsche gewaschen, sie hat Kuchen gebacken und ist nun fürchterlich müde. Heute muß sie schnell den Ostertag fertig machen — und dann möchte sie eigentlich schlafen. Aber was will man gegen die Tradition?

Der Hausherr beginnt sich zu langweilen und geht schließlich zum Frühlingsschlaf. Die Kinder treiben sich auf der Straße umher. Punkt zwölf ist der Friseur fertig. Die Kinder werden zusammengetrommelt, um halb ein Uhr kommt der Herr des Hauses in gehobener Stimmung nach Hause. Dann legt er sich schlafen, und Pauline wäscht ab und zieht sich um. Dann muß der Hausherr wieder gemacht werden, und das ist etwas schwieriger nach seinem privaten Sonntagsausflug.

Um zwei Stunden Schulens mit Tochter und künftigen Schwiegerin, Stullenpaketen und Regenröcken. Und schließlich achts mit der überfüllten Elektrischen „hinaus ins Grüne“. Ab Endstation kriecht der besungene und gezeichnete Menschenzug in die nahe Kaffeevollkaffe, aber unrettend steht er so aus: Die Frauen tragen die Kaffee- und die Hüte und Mäntel der Kinder oder kleinen Kinderwagen, ab und zu stehen sie Schritte aus, wenn die Großkaffee zu weit entfernen oder sich aus Langeweile begeben zu beschauen. Die Männer haben den Sozialist gelullert, die diese Sonntagssagte fest in den Mundwinkel geklemmt und beginnen ab und zu zu sagen: „Der Mai ist gekommen“ oder „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Die Kehlen sind aber noch verrastet, sie hören bald wieder auf.

Dann kommt das Kaffeefest. Es ist überfüllt, man sitzt sich auf die freierenden Stühle. Die Familienoberhäupter bestellen Bier, die Frauen hüpfen zur Kaffeekasse. Nach einer halben Stunde etwa gibt es Kaffee. In der Mitte des Tisches lagern ausgebreitet die riesigen Kuchenpakete, das Papier ist durchgefressen, und die Streusel sind herabgefallen. Die Kinder werden zuerst eine Zeitlang angelehrt: „Stillsitzen“, „Nicht mit dem Stuhl wackeln“,

„Kuchen nicht fallen lassen“, dann dürfen sie gehen. Den Kuchen geben sie den Hütern und Hundes des Gasthofbesizers, da sie schon viel zuviel gegessen haben, inswischen betteln sie sich Geld zum Karussellfahren.

Die Männer haben begonnen Stal zu spielen. Die Frauen sind es bereits gewohnt. Eschen dagegen, die junge Braut, ist ein bißchen verunsichert und grübelt über Otto, der seinen Blick mehr für sie hat und außer „Kontra“ und „Kullumer“ nichts mehr vor sich gibt. Dazwischen murmelt er müdeartige Zahlen und bekommt angedehnt immer schlechtere Laune. Die bereits fertigen deutschen Ehemänner aber haben stahlende Laune und keine Angst um ihres Vaterlandes Zukunft: der Junge spielt schon ganz auf, verlieren soll er ruhig vorläufig, auch sie haben einmal Lehrauld zahlen müssen. Man merkt doch aber schon, daß er ein guter Familienvater werden wird.

Die Frauen drehen vom Reinemachen und vom Kuchen, der geraten oder nicht geraten ist. Eschen soll gut zusehen, damit sie's auch lernt. Sie ist traurig und denkt an die schöne Zeit, als sie nach heimlich mit Otto verlobt war und manchmal mit ihm allein einen Ausflug machen durfte. Seit er offiziell in die Familie aufgenommen wurde, seit ihm Papa untern Weihnachtsbaum die Hand gedrückt hat und Mutter ihm schlingend um den Hals fiel und „Mein lieber Sohn“ sagte, scheint es damit endgültig aus zu sein. Aber sie wagt nicht zu weinen, da die Frauen das so ganz in der Ordnung zu finden scheinen. Dafür bewundert man die schöne neue Handtasche, die Otto Eschen zu Ostern geschenkt hat. Eschdort wird wieder heil auf ihren Bräutigam, ja, er wird schon ein braver Ehemann werden.

Schließlich dunkelt es und erhebt sich, die Stipartie muß abgehoben werden. Die Kinder werden geacht, teils schreiben sie vor Müdigkeit, teils wollen sie durchaus nicht nach Hause. Einer kriecht Dreiecke und drückt fürchterlich. Die Männer sind jetzt in sehr guter Laune und singen laut, besser als am Nachmittag, durchs Dämmern und Alkohol ermutigt. Eschen kann aber endlich mit Otto etwas zurückbleiben im Dunkeln.

Dann aber kommt wieder die Elektrische. Sie ist noch voller als am Nachmittag, die Kinder schlafen ein und müssen auf den Arm genommen werden, und man schließt sich gegenseitig aus, daß man die Regenröcke mitgenommen hat, wo es natürlich schon geblieben ist und sie jetzt im Wege sind. Aber alles hat einmal ein Ende, auch ein Osterausflug. Vor der Haustür schliefen die Ehemänner in die Kneipe, nur Otto bringt Eschen nach Hause. Er ist es nächstes Jahr noch zu tun wird? Und die Frauen schliefen nachher, aber Kinder, Espirine und Kinderwagen die Treppen hinauf, schaffen die Kinder ins Bett und fassen selbst wie die Murreltern ein. Um nur Stunden später dem Gemahl ins Bett zu helfen. Dann träumen sie von riesigen Kuchenbergen, die sie erfrischen wollen und von erblühten Menschenmengen, durch die sie immersu Kinderwagen feuern müssen.

Es ist so, der Osterspaziergang? Nicht immer ist er mehr so. Es kommt vor, daß man die junge Welt allein mit dem Radlauf für ein paar Tage sieben läßt, es kommt vor, daß der Ehemann auf den Ostertag verzichtet, gemeinsam mit der Frau die notwendigen Sachen packt und schon am frühen Morgen mit den Kindern, ohne Regenröcke, Hüte und Kaffee hinauszieht, den Feiertag zu genießen. Das ist dann schon eher des Volkes Himmel, und bald werden es vielleicht alle so machen. Das ist dann nicht mehr des Hausherrn, des bürgerlichen Staates Himmel. Nur der raffinierte Herr Goethe wird noch immer recht haben. Peter P. u. d.

## Jaoë jaoë Taifün über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichtneker

Da klingelte das Telephon. Mr. Garridson lehnte sich lässig über den Schreibtisch. Fühete die Nuschel langsam ans Ohr. Pöschlich verfarbte sich sein Gesicht. Nach Jahren kam wieder Blut in die fahlen Waden, und seine Augen bekamen Glanz, Feuer und Leben. Er gurgelte ein paar rasche Worte, warf die Hörmuschel auf den Apparat, läutete nach den Dienern, schrie nach einem Auto. Dem Chauffeur tief der junggewordene Zeitungstiger zu: „Zutshovv-Road! Polizeipräsidium!“ Der Mann, der den Wagen schlug zuwarf, fing das auf und gab es weiter. In wenigen Minuten sprach das ganze Haus, in dem Garridson regierte, davon. Man hielt den Atem an. Nur die Pressen arbeiteten ruhig und gleichmäßig weiter.

Mr. Keod verbrachte die Nacht in seinem Palais in der Peking-Road. Das war die Festung, die er jetzt ungern verließ. In letzter Zeit hatte man ihn nur selten zu Gesicht bekommen; weder in den Hotels noch in den Vergnügungslökalen der tonangebenden Gesellschaft zeigte er sich, selten einmal in seiner Villa in der Avenue Paul Brunot, kaum in den Klubs. Selbst in seinem Geschäftsbaus war er schwer anzutreffen, und in der Peking-Road wußte man ihn hinter verschlossener Tür.

Mr. Keod hatte sich mit breiter Behaglichkeit in den kunstvoll geschmückten, mit Jietat überhäuften Stuhl des saligen Grafen Esfer geworfen. Die Füße hatte er der Bequemlichkeit halber auf den Tisch gelegt. Rauchend und gleichmäßig in die Welt schend erwartete er seine Stunde. Die, fett, mit aufgeschwollenem Bauch, herabhängender Unterlippe gab er sich der angenehmen Ruhe hin. Neben sich hatte er seinen Drink; er bevorzugte gewöhnlich Whisky.

Ja, er hatte es gut. Was kümmerten ihn noch Marin, die Dokumente und wer Polizeichef werde. Was konnte ihm noch in der Politik Sorge bereiten? Nichts. Er dachte über diesen ganz mörderischen Unfann. Und Jdieten sind doch alle, urteilt er mit Befriedigung. Er hatte das Geinige für sich und seine Zukunft getan. Ein Meisterstück war das, ein Geniestreich, anerkannte er. Sein großer Besitz an Aktien war durch Etrobmäner glücklich, ohne Aufsehen abgeschoben worden. Das war zwar ein Stück saurer

Arbeit gewesen. Aber er hatte Leute, auf die er sich verlassen konnte. Die Berse mochte kriegen, er hatte nichts mehr davon zu verlieren. Und seine Deltanks und Baumwolllager, sie mögen brennen und zugrunde gehen. Der Preis von Del und Baumwolle wird sich danach richten.

Mr. Keod betete um die Revolution. Dachte schon daran, sie nötigenfalls zu finanzieren. Murmelte, vor sich hin östend: „Ja, ja, die Russen, die wissen schon, was sie tun.“ Und: „Wer weiß, was noch an Bolschewismus und Weltrevolution zu verdienen ist.“

„Die Maschinen gehen leiser und langsamer. Die Kinder singen wieder bei der Arbeit. Und der Wäcker schlägt sie. Und die Alten haben ganz heiße Hände. Aber man muß nur schlagen, schlagen, schlagen.“

„Kennst du auch — ihn?“  
„Den Sohn des Himmels?“  
„Ja. Man muß ihn nur fühlen. Sein Gesicht ist überall. Wer kennt es nicht von uns. Unser Gesicht.“

Die beiden uralten Philosophen, das das Gespräch geführt hatten, waren aus der „Bar“ Mrs Wung's getreten und verschwanden nun im Duster der Stadt.

Drinnen im Lokal teant noch immer der Matrose. Hatte trübe, glanzlose Augen.

Mr Wung sprach ihn von neuem an: „Herr, Ihr seid traurig?“  
„Habt Ihr schon eine Wasserleiche gesehen?“ rülpste der Matrose.

„So eine mit einem dicken Bauch und verglasten Augen. Sie ist nicht schlechter als ihr alle zusammen.“

Die Chinesen hatten sich an ihn herangemacht. Einer von ihnen sagte zu ihm: „Warum wachst Ihr eure Hände nicht vom Blut?“

Der Matrose spreizte die Beine: „Was gehen dich meine Hände an? Kümmerst du dich um meine stinkigen Füße?“ Auf ihn zu wankte eine Gestalt. Sie kam aus dem Nebenraum der „Bar“.

War aus der Höhle getreten, aus der sich ein matter rolfarbtener Schein stahl.

Der Matrose erschrak vor diesem menschenähnlichen Bild. Das war ja ein Leichnam.

Das Wrack packte den Matrosen an der Schulter: „Kamerad.“ Der kippte beinahe um. „Was, Kamerad? Kommst du aus einer Fieberbaracke und gehst als Leichnam spazieren?“ schimpf er ihn zurück. „Verdammt, Gelber!“

„Da lachst du das Wrack an.“

„Gelber?“ Zerbarst vor Lachen. Aber das schnitt ins Herz. „Gelb? Das bin ich geworden, gelb. Hier! Stehen wollte ich auf dieser gelben Erde und bin in ihr versunken. Jetzt faule ich hier bei lebendigem Leibe. Mein Gesicht ist gelb geworden, und mein Herz schießt übers Meer.“ Schrie wild und verkrampf: „Gott, gott

the King!“ Der einstufige englische Matrose, der unter Opium stand, erstichte in einer Flut von Lachen und Tränen.

Dem Matrosen wurde es unerträglich. Er konnte nicht länger das Wrack ansehen. Er entschloß sich, zu gehen. Ehe er die Tür erreichte, hatten ihn die Gelben umringt und nahmen eine drohende Haltung an. Der Militär zog sein Bajonett, verschaffte sich freie Bahn auf die Straße. Kehnte Mr. Wung's „Bar“ den Rücken. Der Matrose schrieb und zerrte nach Bezahlung der Zehne. Der Matrose fand nicht mehr Zeit, sich umzudrehen. Ein harter, kalter Stahl durchbohrte seine Rippen. Lange noch schleppte er sich mit der tödlichen Wunde hin, bis er müde und kraftlos aus Wallstier sank, um zu sterben. Er besah noch so viel Kräfte, nach den Sternen zu schauen. Die standen auch über seiner Heimat. Es war ein guter Tod.

Dollar, Pfund und Tael hatten sich vor das Tor der Druckerei zurückgezogen und berieten sich heimlich. Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen in diesem Hause. J. hielt die Desorganisation steif am Jügel. Für zwölf Uhr nachts war die Presskammerung des Generalrats angelegt. Dann die Massen auf die Straße. Marsch in die internationale Konfession. Demonstration vor den Regierungsgebäuden. Gleichzeitig Befegung des Kraftwerkes, des Telegraphenamtes und der Telephonzentrale. Sturz der fremdländischen Macht und des heimischen Kapitalismus; nötigenfalls auch mit Waffengewalt.

Alles das hämmerte im Hirne J.s. Alles das war bereits verfallen. Und er übte weiter Verrott an denen, die er planmäßig in den Tod trieb. Bäumte sich in ihm die Verantwortung auf, rann er sie brutal nieder. Das Weib, das da satt und befriedigt vor ihm saß, soll ihr Werk haben. Er lebte sich in einen Haß gegen sie hin, der ihn blindlings immer wieder zu neuem Verrott trieb. In wenigen Stunden werden sein Gemüßigen Menschenleben belasten. Vielleicht werden die betrogenen Massen den Verrott an ihnen und auch den Verräter erkennen. J. kämpfte solche Gedanken nieder. Nur eines lebte in ihm fort, das Werk dieses Weibes, ihr und sein Werk zu vernichten. Und hatte er es nicht schon vernichtet, für eine Frau, die er liebte, die ihn von sich stieß, höhnte, beleidigte, anspitzte? Das war es, weshalb er sich wieder mit dem dunklen, verhassten Latareweib und den Massen verbunden hatte, um gegen die Lichtere, Schöner, Blendende und ihre ganze Gesellschaft den Kampf zu führen. Er war ja nur ein Kuli, ein erbärmlicher, arme, seliger Kuli.

Mara hatte sich erhoben, war zu ihm gekommen, ergriff seine Hand. Ihr großer, dunkler Blick senkte sich tief in den seinen. J. forschte er sah viel Mitleid, Barmherzigkeit, Liebe, kein Mißtrauen, kein brennendes Zornes.

(Fortsetzung folgt.)